



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niemann, August: Die Grafen von Altenschwerdt : Roman : (Fortsetzung) :  
siebenunddreißigstes Kapitel.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

### Siebenunddreißigstes Kapitel.



raf Dietrich war an dem Morgen, den seine Mutter ihm zur Abreise nach Berlin bestimmt hatte, vergnügt über die Abwechslung, welche sich ihm bot, in den Wagen gestiegen. Das Gefühl, in einer leichten Chaise, den Koffer hinten aufgebunden, ohne irgend eine Begleitung, die ihm hätte langweilig oder hinderlich sein können, raschen Pferden ins Land hinaus geführt zu werden, war von ihm sehr erquicklich. Er blies vergnügt den Dampf der Cigaretten vor sich hin, freute sich über die vorbeitziehenden Bäume, das Getrappel der Pferde und das sanfte Wiegen auf den Polstern und lachte im Bewußtsein seiner Freiheit laut auf, als er bedachte, daß seine Mutter ihn auf dem Wege nach Berlin glaubte.

Er fuhr zum Bahnhof, ließ dort sein Gepäck abladen und hieß den Kutscher nach Schloß Eichhausen zurückkehren, doch nahm er kein Fahrbillet, sondern übergab sein Gepäck dem Portier und wanderte in die Stadt hinein, um zu frühstücken. Dietrich war fremd in Holzfurt, aber mit jenem eigentümlichen Instinkt, der eine gewisse Klasse lebenslustiger junger Männer leitet, ging er, ohne sich bei jemand Rat zu holen, gerades Weges auf das von der besten Gesellschaft besuchte Restaurant los. Es war noch früh, und nur ein einziger Gast saß in dem kleinen behaglichen Zimmer, dessen Thür die Aufschrift „Weinstube“ trug, ein junger Offizier von dem in Holzfurt garnisonirenden Husarenregiment, der geröstete Sardinen verzehrte und einen goldfarbigen Wein dazu trank.

Alle Wetter! sagte der Leutnant, indem er aufblickte, sind Sie das, Altenschwerdt, oder ist's Ihr Geist? Welcher Wind führt Sie denn in dies von Gott verlassene Nest?

Das ist wahrhaftig Glück! entgegnete Dietrich. Sie, Mikowski! Stehen Sie jetzt hier? Nun, da sieht man, der Herr verläßt die Seinen nicht. Ich bin entzückt, daß ich Sie treffe. Ich sage Ihnen, Mikowski, ich weiß nicht mehr, ob ich ein Männchen oder ein Weibchen bin. Seit mehreren Jahrhunderten

sitze ich hier auf einem verwünschten Schloß unter dem Fittig meiner Mutter. Was trinkt man denn hier?

Nehmen Sie Bernsteinbowle, das ist ein leichtes und angenehmes Getränk zum Frühstück.

Bernsteinbowle? Davon habe ich noch nie gehört.

Es ist eine maritime Mischung. Madeira auf Ananas abgezogen und ein Drittel Sekt zugefetzt.

Ich sage Ihnen, Mikowski, fuhr Dietrich fort, nachdem er die Angelegenheit des Materiellen erledigt hatte, die Prüfungen des Lebens sind stellenweise hart. Was ich diesen Sommer hindurch an Tugend geleistet habe, würde genügen, zehn pechschwarze Sünder reinzuwaschen. Aber mir ist auch zu Sinne! Ich glaube, wenn ich einer Komödiantin begegnete, bisse ich gleich hinein. Hat man hier ein gutes Theater? Sind hier nette Mädchen?

Der Leutnant seufzte. Ein Theater ist hier, sagte er, aber da Sie schon diesen Sommer tugendhaft gewesen sind, brauchen Sie nicht hineinzugehen. Es ist eine Besserungsanstalt. Hier in der Provinz spielen die Großmütter und die Enkelinnen der von Ihnen verehrten Jungfrauen und Priesterinnen Thalias.

Nun — die Enkelinnen — das möchte noch sein. Aber was ist denn sonst los? Kein Zirkus oder so etwas? Kein Mädchen, das mit dem Fuß im Trapez hängt und seinen Geliebten mit den Zähnen trägt? Ich möchte wohl zur Abwechslung einmal irgend etwas Lustiges sehen.

Wenn Sie das wollen, müssen Sie hundertfünfzig bis hundertachtzig Kilometer weiter gehen. Hier ist eine ganz verwettert philiströse Wirtschaft. Die Liberalen haben hier Oberwasser, und es braucht nur einmal ein Rassepferd auf der Straße zu niesen, so schreiben die Zeitungen vom Übermut der Sunker. Wenn hier ein gut sitzendes Trikot erschiene, würden diese Heuchler über Unfittlichkeit schreiben. Da ist eine Kanaille, ein gewisser Dr. Glock, Redakteur der „Holzfurter Nachrichten,“ der sogar auf alles aufpaßt, was im Privatleben vorfällt und nachher im Feuilleton seine Wize darüber reißt.

Ach, ich erinnere mich, ich habe das Blatt in Eichhausen gelesen. Es waren Artikel unter dem Namen „Der Spaziergänger“ oder so ähnlich, aber die waren nicht schlecht, es war Geist darin, ich habe sehr darüber gelacht.

Möglich, aber boshaft waren sie. Sie kennen die intimen Verhältnisse des Ortes nicht, aber wer hier lebt, weiß, daß der Kerl ein Hallunke ist, so ein rechter Fortschrittsmann.

Hm! sagte Dietrich. Er scheute sich zu sagen, daß Dr. Glock sein früherer Lehrer sei. Dieser Mikowski ist ein reizender Mensch, sagte er sich, aber seine Einsicht ist nicht größer als die seines Pferdes. Doch ließ er sich alles erzählen, was über Dr. Glock gesprochen wurde.

Und wie geht es Ihnen sonst, Mikowski? fragte er dann.

Schlecht.

Das höre ich mit lebhaftem Bedauern. Inwiefern denn?

Ja, sehen Sie, es ist die Art und Beschaffenheit der kleinen Mädchen, erwiderte der Leutnant langsam und gewichtig. Wollen Sie mir glauben, daß es nicht möglich ist, hier im Neste ein ruhiges und freundliches Verhältnis zu haben?

Woran liegt das?

Es ist der kleine Ort, sagte der Leutnant seufzend. Die Gesellschaft ist ja so übel nicht, und da kann man nicht klagen. Sie ist wie anderswo auch. Aber

man will doch auch etwas fürs Herz haben. In der Gesellschaft giebt es das nicht, denn da stehen natürlich, wie überall, die Mütter und die Tanten mit Aneisjangen auf dem Anstand, und wo sie nur einen Rockzipfel packen können, lassen sie nicht wieder los.

Das ist freilich wahr, sagte Dietrich mit melancholischem Kopfnicken.

Dagegen die andern Mädchen, die angenehmen und handlichen, wollen sich natürlich amüsiren, wollen tanzen und in Sommerkonzerte gehen, und hier kann unsereiner doch nicht Zivil tragen. So ist alles Vergnügen nur sehr flüchtig.

Das ist alles sehr wahr, sagte Dietrich.

So ein Tapeziergehilfe oder Ladenschwengel hat es viel besser, fuhr der philosophische Leutnant fort. Er braucht sich nicht zu geniren. Wissen Sie, Altenschwerdt, ich habe immer gedacht, daß das auch wohl der Grund ist, warum die Prinzen, die kommandirenden Generale, die Präsidenten der Regierungen und Konsistorien und diese Art Leute meistens so schlechter Laune sind. Sie sind ihrer Stellung wegen nöthigt, ihre Geliebten in der Verborgenheit einzusperrern, und dann langweilen sich die Frauenzimmer und machen ihnen das Leben sauer.

Inzwischen kam noch mehr Gesellschaft, mehrere Offiziere und junge Herren von den Gerichten. Es war am vergangenen Abend Ball beim Präsidenten gewesen, und infolge dessen zeigte sich in der Weinstube eine starke Neigung zu marinirten und gewürzten Speisen, welche wiederum Geschmack an kühlenden Getränken hervorriefen. Dietrich trank mit dem Herrn von Nikowski und dessen Kameraden Champagner, bis die Zeit des Mittagessens herankam, speiste dann mit ihnen im Offizier-Kasino, machte einen Ausritt mit ihnen zusammen, ging mit ihnen ins Theater, wo Freytags „Journalisten“ gegeben wurden, schlief dabei ein, aß mit den Offizieren zu Abend und spielte dann mit ihnen, bis die Sonne aufging, ein in dortiger Gegend beliebtes, leicht zu begreifendes Kartenspiel, das dem Glück mehr Chancen bot als der Berechnung, und worin er etwas über sechshundert Mark verlor. Das ist eine leichtsinnige Gesellschaft, sagte er sich, als er am anderen Tage erwachte. Er erinnerte sich mit Reue seiner Absicht, Anna Glock zu besuchen. Die Uhr zeigte auf drei Uhr nachmittags. Er nahm ein Bad, speiste und ging dann, die Wohnung des Dr. Glock aufzusuchen. Anna hatte ihm geschrieben, daß sie für einige Zeit, bis die Angelegenheiten ihres Bruders geordnet wären, bei ihm zu bleiben beabsichtige. Sie hoffe, daß es ihm gelingen werde, eine Anstellung in einer größern Stadt zu erhalten, und daß sie selbst, wenn dies geschähe, mit ihm gehen wolle, um ebendort als Musiklehrerin ihren Aufenthalt zu nehmen.

Als er auf dem Wege zu ihr war, stand ihr freundliches Bild wieder so lebhaft vor ihm, daß er nicht begriff, wie er es habe übers Herz bringen können, nicht schon am vergangenen Tage zu ihr zu gehen. Doch entschuldigte er sich vor sich selbst mit der Überlegung, daß geistreiche Leute so viele interessante Beziehungen zu der umgebenden Welt hätten, daß sie leicht zu Thorheiten verführt würden.

Er traf die Geschwister zu Hause. Sie tranken zusammen Kaffee in dem einfachen Gelehrtenzimmer des Redakteurs, und Dietrich war, als er eintrat und das erröthende junge Mädchen vor sich sah, verwirrt und erstaunt über den Liebreiz ihrer Erscheinung. Diese sanften Augen, welche die froheste Überraschung verkündeten, blickten ihm tief in die Seele, und ein Zug von Melancholie, der trotzdem auf dem anmutigen Gesichte lag, bewegte ihn. Sie war nicht mehr

so blühend wie vordem, und er fühlte, daß es die Entbehrung seiner geliebten Persönlichkeit war, welche diese Veränderung bewirkt hatte.

Am liebsten hätte er sie in seine Arme geschlossen. Sein Herz ging gleichsam auf in ihrer Gegenwart, und es war wie eine Befreiung von allem Drückenden und Widerwärtigen, sie so nahe zu sehen. Aber die Anwesenheit ihres Bruders gestattete ja nur eine gemessene Begrüßung.

Er erklärte diesem gegenüber seinen Besuch mit der Verehrung, die er noch immer für seinen alten Lehrer hege, und erzählte von Geschäften, die ihn nach Holzfurt geführt hätten. Er ward freundlich aufgenommen und mußte sich zu Anna auf das rotgeblümete Sopha setzen, es ward ihm eine frische Tasse Kaffee auf dem Tische bereitet, und er fühlte sich, so nahe dem geliebten Mädchen, in einer reizenden Idylle. Es flogen beredte Blicke hin und her zwischen ihm und Anna, und bei günstiger Gelegenheit streifte seine Hand die ihrige. Anna war aufs freudigste berührt durch diesen unerwarteten Besuch, und in ihrem stillen und geduldigen Gemüt dämmerte es wie eine Hoffnung auf, daß doch vielleicht ihr stumm leidendes Herz noch glücklich werden könne.

Dietrich unterhielt sich nur mit ihrem Bruder. Er fühlte, daß er sich ver-raten würde, wenn er mit Anna spräche. Es war von den frühern Zeiten die Rede, wo Dr. Glock, ursprünglich Theologe, bei der Gräfin Hauslehrer gewesen war.

Ich habe mit Bedauern gehört, daß neuerdings Ihre wunderhübschen satirischen Aufsätze Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet haben, sagte Dietrich. Ich höre, man hat sie Ihnen übelgenommen. Sie sind sogar von einem gewissen Seifensieder — den Namen habe ich vergessen — verklagt worden.

Ja, entgegnete Dr. Glock, er hat mich wegen verleumderischer Beleidigung verklagt.

Erinnern Sie sich der Szene im Hamlet, fragte Dietrich lachend, wo Polonius den Prinzen fragt, was in dem Buche stünde, welches er da läse? Der Prinz antwortet: Verleumdungen. Der satirische Schuft behauptet, alte Männer hätten graue Bärte, ihre Beine und ihr Witz wären schwach.

Ja, es ist von jeher dasselbe gewesen, erwiederte Dr. Glock. Die Leute hören die Wahrheit gar zu ungerne. Die Anklage gegen mich ist sehr schwer, sie lautet geradezu gräßlich. Nicht allein ihn selbst, den Kläger, sondern auch seine Vorfahren soll ich beleidigt haben.

Wie? Die verstorbenen Seifensieder? Haben sie dieselbe Seife gemacht wie er?

Es scheint so, sagte Dr. Glock lachend. Und ich glaube, daß man mich verurteilen wird. Zuerst dachte ich es nicht, aber mein Advokat hat meine Hoffnung verringert.

Hat er kein Vertrauen zur Gerechtigkeit Ihrer Sache?

Das wohl. Aber er macht so ein eigentümliches Gesicht. Ich kann nicht recht sagen, was er meint. Denn als ich ihn fragte, ob er denn nicht überzeugt sei, daß das Amtsgericht streng nach dem Recht urteile, da sagte er: Ei, natürlich. Dennoch macht er solch ein eigentümliches Gesicht. Vielleicht täusche ich mich über die Bedeutung seiner Miene, aber sie hat mich entmutigt. So etwas liegt im Gefühl. Mein schönes Vertrauen, der Richter werde für das Wesen der Satire empfänglich sein, kommt mir seitdem kindlich vor.

Ich glaube allerdings auch, daß das von gewöhnlichen Menschen zuviel verlangen heißt, sagte Graf Dietrich. Die Satire verlangt, um verstanden zu

werden, einen gebildeten Geschmack, ja sie ist vielleicht nur solchen Geistern zugänglich, welche selbst Witze haben. Ich las jetzt während langweiliger Stunden in Eichhausen Schillers ästhetische Aufsätze und war verwundert, selbst diesen großen Dichter ohne rechtes Verständnis für die Satire zu finden. Das sah ich besonders an seinem Urtheil über den Ariost. Sie erinnern sich vielleicht der Stelle, wo der Christ Rinaldo und der heidnische Ritter Ferragu um den Besitz der schönen Angelika kämpfen, und wo Angelika währenddessen davonreitet. Als die Ritter dies bemerken, hören sie auf, sich zu bekämpfen und setzen sich beide auf das eine Ross, das ihnen geblieben ist, um hinter Angelika herzujaßen. Ariost lobt nun den Edelmut der beiden, welche ihre Partei, ihren persönlichen Zwist und selbst die Sache ihrer Religion hintanzusetzen, um nur nicht das schöne Mädchen zu verlieren, und er will damit über die Schwäche der Verliebten spotten, Schiller aber nimmt sein Lob für baare Münze und tadelt den Ariost.

So? thut er das wirklich? Das interessirt mich, sagte Dr. Glock. Ich weiß, daß er über Voltaire eine Meinung ausspricht, der ich nicht zustimmen kann. Auffallend ist es, daß wir kein gutes Lustspiel von ihm besitzen, während doch nach den Lehrsätzen des Aristoteles die Fähigkeit, ein Lustspiel zu schreiben, identisch ist mit der Fähigkeit, ein Trauerspiel zu dichten, und auch am Schluß des Symposion davon die Rede ist, daß ein und dasselbe Talent zum Lustspiel wie zum Trauerspiel erforderlich sei.

Vielleicht würden Sie ein gutes Lustspiel zustande bringen, da Ihnen die Satire gelingt. Hoffentlich hat Ihnen die schlechte Aufnahme Ihrer Satire nicht die Laune dazu verdorben, indem sie Ihnen etwa, abgesehen von der Klage, auch in geselliger Hinsicht Unannehmlichkeiten bereitet.

Nun, was die Geselligkeit betrifft, sagte Dr. Glock, so hat die ihre zwei Seiten. Mein rheumatischer Kopfschmerz hat sich sehr gebessert, seitdem man mich nicht mehr liebt. Nämlich beim Gehen komme ich leicht in Transpiration, und bei windigem Wetter bin ich oft abgelegene Wege gegangen, um nur nicht so oft grüßen zu müssen, weil ich mir dabei stets den Kopf erkältete. Wenn man mehrere Jahre in einem kleinen Neste lebt, lernt man, ohne es zu wollen, hunderte von Menschen kennen. Aber jetzt kann ich ruhig auf der hübschen, freundlichen und belebten Promenade mitten in der Stadt gehen, ohne durch Grüße genirt zu werden.

Graf Dietrich lachte.

Und dann noch etwas, fuhr Dr. Glock mit seiner aufrichtigen Miene fort. Ich kenne hier so ein Duzend oder zwanzig Herren, Kaufleute, Lehrer, Beamte, gerade nicht besonders interessante, aber doch gute, liebe Leute, die ich nicht gern durch ein Sonderlingswesen vor den Kopf stoßen wollte, weshalb ich denn mehrfach, obwohl gegen meine Neigung, abends mit ihnen beim Biere saß. Man schwätzt dann hin und her und trinkt, um der Vangenweile Herr zu werden, ein Glas nach dem andern. Sonnabends pflegte ich regelmäßig in den weißen Hirsch zu gehen und mußte dann Sonntags dafür büßen, weil ich unfähig zum Arbeiten oder auch nur zum Lesen war. Diese Leute verachteten mich nun, und ich gehe nicht mehr in den weißen Hirsch, sodaß ich Sonntags ruhig meine Steckenpferde reiten kann. Mein Trauerspiel „Heinrich IV.“ hat in der letzten Zeit große Fortschritte gemacht, fügte er erröthend hinzu.

Ah! rief Dietrich, ein Trauerspiel! Das ist schön! Aber warum sind Sie soweit zurückgegangen? Das elfte Jahrhundert ist doch recht entlegen.

Sa du liebe Zeit, sagte Dr. Glock, sich hinterm Ohre kratzend, das ist schon

wahr, aber ich mache es eben, wie andre Leute es auch machen. Ich habe einen Stoff gewählt, der schon durch sich selbst etwas vorstellt, und ich bin in eine alte Zeit gegangen, weil das leichter ist.

Leichter? fragte Dietrich. Ich sollte meinen, es wäre schwerer. Denn jene alte Zeit kennen wir doch nicht.

Ja, aber deshalb kann der Dichter seiner Phantasie freien Lauf lassen, ohne daß jeder Zuschauer kontrolliren kann, ob er richtig schildert. Das ist eine große Unnehmlichkeit bei den sogenannten historischen Dichtungen. Nehme ich die Gegenwart zum Schauplatz meiner Handlung, so muß ich eine sehr genaue Kenntnis der Menschen und Sitten meiner Zeit besitzen, wenn ich mich nicht vor dem Publikum lächerlich machen will.

Gewiß, aber dafür haben Sie den Vorteil, daß Sie packen, wenn Ihnen die Schilderung gelingt. Denn jeder Zuschauer wird in lebhafter Weise doch nur durch Personen und Ereignisse interessiert, in welche er sich selbst hinein-denken kann.

O ja, und ich zweifle nicht, daß ein großer Dichter mit Vorliebe seine eigne Zeit darstellen wird. Aber ich traue es mir nicht zu. Ich bescheide mich, es so zu machen wie die andern, welche ihre Handlung in das Altertum verlegen und dann, um doch ein Interesse erwecken zu können, welches das Geschichtliche allein nicht hat, ihre alten Personen wie moderne sprechen lassen. Heinrich IV. paßt dazu sehr gut. Ich halte mich an die jetzige Zeit, insofern es die Gedanken betrifft, und dazu werden die alten Panzer, Helme und Sutzen den Reiz des Fremdartigen und Verehrungswürdigen fügen.

Ich weiß doch nicht, ob Sie Recht haben, warf Dietrich ein. Ich möchte, was die historischen Dichtungen betrifft, weder von Leichtigkeit noch von Schwierigkeit sprechen, sondern sagen: Eine vergangne Zeit richtig darzustellen ist einfach unmöglich. Etwas schildern zu wollen, was man nicht kennt, ist keine künstlerische Aufgabe. Ich habe mich niemals weder für Miltons Verlorenes Paradies noch für Klopstocks Messiasde begeistern können. Wir kennen aber das elfte Jahrhundert ebensowenig wie die Engel und Dämonen. Freilich spielen auch manche Dramen der größten Dichter in alter Zeit, aber bei diesen handelt es sich auch nicht um Historisches. Sie stellen die sich immer gleichbleibenden Leidenschaften der Menschenseele dar und wählen die neue oder die alte Zeit beliebig, wie es ihnen einfällt, ohne sich um historische Treue zu bekümmern. Es ist das wohl wie in der Malerei. Hat ein großer Künstler einen zornigen König gemalt, so interessiert uns dessen Zorn so sehr, daß es uns gleichgültig ist, was für einen Rock der König trägt, und ob er Aristomenes oder Heinrich heißt.

Das ist wohl wahr, erwiderte Dr. Glock. Aber sehen Sie, das gilt nur für den Kenner. Die Menge denkt anders und will wissen, wann und wo. Wenn ich meine politische Überzeugung in dem Streite zwischen Staat und Kirche vernehmlich kundgeben will, so muß ich mich dem Geschmack der Menge in der Wahl des Kostüms fügen. Überhaupt thun wir Kleinen gut, uns an das historische Interesse zu halten, weil uns dieses zugänglicher ist. Und noch etwas kommt hinzu, was es erleichtert, historische Dramen und Romane zu schreiben: man braucht sich nicht so vorsichtig zu bewegen. Ich habe es jetzt ja an meinen satirischen Feuilletons gesehen. Ehe man sichs versteht, hat man hier jemand auf den Fuß getreten, dort einem einen Stoß versetzt. Das ist es übrigens nicht, was ich scheue. Ich würde das wohl mit in den Kauf nehmen,

wie es bessere Männer als ich mit in den Kauf genommen haben, wenn ich nur die nötige Kraft in mir fühlte. Die Griechen hatten für das, was wir Tapferkeit nennen, das Wort *Andreia*, was, genau betrachtet, Schwimmen gegen den Strom bedeutet, und da es als etwas Lobenswertes gilt, so ist offenbar nicht das Schwimmen gegen den Strom des Guten, sondern den des Schlechten gemeint. Erinnern Sie sich, Graf Dietrich, als wir die griechischen Klassiker lasen, daß wir eine Stelle übersetzten, bei welcher Sie lachten, weil darin das Dichten mit dem Kochen auf eine Linie gestellt wurde?

O gewiß. Der alte Knabe schrieb, die Köche wären keine studirten Ärzte, um zu wissen, welche Gerichte gesund wären, sondern nur Leute, welche die Fertigkeit besäßen, schmackhafte Speisen zu machen. So wüßten auch die Dichter nicht, welche Schriften dem Publikum heilsam wären, sondern sie besäßen nur das Talent zu amüsiren.

Ja, so etwa war es. Und ich meine, wenn einmal ein Koch medizinische Kenntnisse besäße und es darauf anlegte, die Gerichte so herzustellen, daß sie die Gesundheit förderten, so würde man ihm wohl die Schüsseln an den Kopf werfen. So wirft das Publikum auch dem philosophisch gebildeten Dichter die Schriften an den Kopf, aus denen es etwas Gutes lernen könnte. Denn die heilsame Wahrheit schmeckt bitter. Darum sind nur diejenigen Schriftsteller allgemein beliebt, welche zu schmeicheln und den Geschmack der Menge zu figneln verstehen. Ich aber denke, Graf Dietrich, daß der Schriftsteller höher stehen sollte als der Koch. Denn solch ein Bursche kocht natürlich, weil er dafür bezahlt wird, und es ist ihm gleichgiltig, ob Nieren- und Leberleiden aus seinen Töpfen hervorgehen. Aber der Schriftsteller ist des hohen Namens eines echten Lehrers des Volkes nicht wert, wenn er für Geld und Ruhm schreibt und die Verachtung und den Haß der Ungebildeten fürchtet.

Es ist wahr, entgegnete Dietrich, diejenigen Männer, welche der Menschheit durch ihre Schriften wahrhaft nützlich geworden sind, haben immer unter der allgemeinen Verachtung gestanden und sind verfolgt worden, solange sie lebten.

Ich rechne mich nicht zu den Großen, fuhr Dr. Glock fort, die der Ehre teilhaftig wurden, aus dem Lande vertrieben oder gar gehängt oder verbrannt zu werden. Aber auch schon im kleinen hat ein Redakteur, der seine Überzeugung vertritt, kein leichtes Loos, insofern man es oberflächlich betrachtet und den innern Wert eines Mannes nicht in Betracht zieht. Denn wenn man das thut, sieht man freilich ein, daß das Bewußtsein, eine gute Sache zu vertreten, schöner ist als aller äußerer Erfolg.

Er zog die Uhr und erhob sich. Es ist Zeit, daß ich zur Redaktion gehe, sagte er. Ich rudere das Blatt des Herrn Schmidt noch bis zum ersten Oktober weiter. Dann mag er meinewegen ein sozialistisches Organ daraus machen. Übrigens — ad vocem Schmidt — wie ist Ihnen denn die Kur bei dem Schmidt in Fischbeck bekommen?

Sie fragen noch? entgegnete Dietrich, scherzhaft drohend. Wissen Sie wohl, daß ich Ihnen den Algendoktor nie verzeihen werde?

Ei, die Kur muß Ihnen doch gut bekommen sein. Sie sehen sehr gut aus, und die Kur thut allen Leuten gut.

Aber der Schmidt ist doch ein Windmacher, ein Schwindler! Er ist ja gar kein Mediziner.

Ja, das ist richtig, er ist ein Kerl, der seinem Bruder ähnlich sieht, aber er hat doch einen instinktiven Scharfblick. Als ich hierherkam, litt ich sehr an

Magenkatarrh, hatte keinen Appetit und mußte mich zum Essen zwingen. Ich zwang mich, weil der Arzt mir gesagt hatte, ich müßte essen und den Appetit durch Wein reizen, um nicht von Kräften zu kommen. Zufällig traf ich mit Gottlieb Schmidt bei seinem Bruder zusammen, und der sagte mir, das wäre ganz verkehrt. Er behauptete, der Appetitmangel sei eine Krisis und zeige an, daß man nichts essen sollte. Er hätte Patienten gehabt, die dann wochenlang nichts gegessen, sondern ruhig die Rückkehr des Hungers erwartet hätten. Alsdann seien sie hergestellt gewesen und nun aufgeblüht wie Rosen. Als ich das meinem Arzt erzählte, lachte er und sagte, es wäre dummes Zeug, und ich würde verhungern, wenn ich das so machte.

Nun, und Sie thaten es doch?

Ich that es doch und ward kurirt. Wissen Sie, ich that es, offen gestanden, nicht auf Schmidts Autorität, sondern auf die des Aristoteles hin, aber ich sah doch bei der Gelegenheit, daß Schmidt Blick hat und auch Erfahrung.

Des Aristoteles? fragte Dietrich verwundert.

Sawohl. Er erklärt in seinem zweiten Buch von der Seele, daß das ernährende Prinzip nicht in der Speise liege, sondern im Körper, insofern er beseelt sei. Er sagt, sowie die Materie nicht auf den Künstler wirke, sondern der Künstler auf die Materie, um etwas zu schaffen, so wirke auch nicht die Speise auf den Organismus, sondern der Organismus auf die Speise. Daraus schloß ich nun, daß Mangel an Hunger der Beweis sei, daß der Organismus keine Speise wolle, weil er sie nicht assimiliren könne.

Das leuchtet mir ein, erwiederte Dietrich. Eigentlich liegt es auf der Hand, aber man denkt nicht daran. Was sagte Ihr Arzt dazu?

Nun, er lachte und sagte, das sei ein von der modernen Wissenschaft überwundener Standpunkt. Ich sah also ein, daß er die Tragweite der Aristotelischen Erklärung garnicht begriff. Ueberhaupt fürchte ich, daß unsre moderne Wissenschaft ein bißchen gar zu materialistisch wird.

Denken Sie das wirklich?

Ganz entschieden. Ich habe immer, wenn ich die Alten lese, die Befürchtung, daß wir in wissenschaftlicher Hinsicht zurückgekommen sind. Denken Sie nur einmal an den Kardinalpunkt, Graf Dietrich. Die Alten wollten es nicht zugeben, daß kränkliche Menschen sich dem Studium der Philosophie widmeten, weil sie ihnen keine gesunden Ansichten zutrauten. Plato spottet über die warm zugedeckten Sophisten und tadelt die feinen Asklepiaden, welche den Schlemmern zu Gefallen das Wort Katarrh erfunden hätten. Sie hielten die Krankheiten für die Folgen einer sündhaften Lebensweise und machten den gesunden Körper zur Bedingung des gesunden Geistes. Wenn Sie einen griechischen Philosophen lesen, so versteht es sich immer ganz von selbst, daß Wissenschaft und Frömmigkeit dasselbe sind. Die Alten konnten sich garnicht anders denken, als daß der Mensch mit wachsender Erkenntnis der Gottheit näher komme. Und das ist im eigentlichen Sinne ihre einheitliche Weltanschauung. Bei uns aber sind es getrennte Taschen. Hier steckt der Glaube und dort das Wissen. Die Krankheiten sind so häufig geworden, daß man zur Beschönigung der Sache darauf verfallen ist, sie äußern Ursachen zuzuschreiben, und so wird es möglich, daß bei uns Leute, die im Sinne der Alten ganz unwissend sind, ebensowohl sehr fromm als auch sehr gelehrt sein können. Doch es ist Zeit. Entschuldigen Sie mich, Graf Dietrich, meine Schwester kann Ihnen etwas vorspielen, und wir sehen uns vielleicht heute Abend wieder.

Als der argloſe Mann ſich entfernt hatte, blieb Dietrich, der zuletzt ſchon ſehr einſilbig geworden war, in ſtummer Verlegenheit ſitzen. Die einfache Gaſtlichkeit dieſer beiden guten Leute, dieſer treuen Geſchwister, die für einander lebten, legte ſich ihm vorwurfsvoll aufs Herz, als er bedachte, daß er nur um kurzer Stunden des Vergnügens willen, unmittelbar vor ſeiner Verlobung mit einer andern, Annas Frieden aufs neue bedrohen wollte. Der Eindruck, den ſein früherer Lehrer in ſeiner Rechtschaffenheit und in ſeinem kindlichen Vertrauen auf ihn gemacht hatte, war ſo groß, daß eine ernſtere Stimmung über ihn kam. Er wußte nicht, was er zu Anna ſagen ſollte, und es war ihm lieb, daß ſie ſich, als hätte ſie ſeine Gedanken erkannt, ans Klavier ſetzte und ein altes einfaches Volkslied ſang, welches er beſonders liebte.

Thränen kamen ihm in die Augen. Es ward ihm, als ſei er in ſeine wahre Heimat zurückgekehrt und finde hier ein wahres, reines Glück, das er draußen vergeblich geſucht habe. Schloß Eichhauſen erſchien ihm wie ein Geſpenſt, kalt, düſter und unheimlich. Welch ein Narr bin ich! ſagte er ſich. Warum laſſe ich mich zu Dingen zwingen, die mir widerwärtig ſind? Wie glücklich könnte ich ſein, wenn ich ein ſimpler Privatmann wäre, an den die Welt keine Anforderungen ſtellte!

Er malte ſich aus, wie reizend es ſein würde, wenn er ein ſtilles, kleines Haus im Gebirge beſäße, wo er mit Anna vereint nur ſeiner Liebe und der Dichtkunſt leben dürfte. Er ſah ſich im Geiſte an einem Schreibtische nahe einem blumenumrankten Fenſter mit dem Blick auf blaue Berge, poetiſchem Sinnen hingegeben und zugleich auf dieſe ſüße Stimme lauſchend. Er ſeufzte tief, wenn er bedachte, daß das nicht ſein konnte.

Er erhob ſich, als der letzte Ton des Liedes verklungen war, ging auf Anna zu, kniete neben ihr nieder und bedeckte ihre Hände mit Thränen und Küſſen.

Sie begriff dieſen Ausbruch ſchmerzlicher Weichheit nicht und ſah voll Unruhe zu ihm nieder.

Ich bin es nicht wert, daß du mich liebeſt, du ſüßes Mädchen, du ſanftes Geſchöpf, ſagte er. Ach, wenn du wüßteſt, wie ſchlecht ich mich gegen dich benehme.

Nun, ſagte ſie erſchrocken, was iſt dir, Dietrich? Was willſt du ſagen? Du meiner unwert? Was willſt du damit?

O, ich bitte dich, ſei nicht gut und freundlich, ſtoße mich von dir, fluche mir! Ich bin ein troſtloſes Opfer trauriger Verhältniſſe, ich werde gezwungen, mich zu vermählen. Man hat mir die Baroneſſe Dorothea von Sextus zur Frau beſtimmt.

Anna zog ihre Hände aus den ſeinigen zurück und ſah ihn tief erbleichend mit bedeutungsvollem Blicke an. O, wenn du wüßteſt, ſagte ſie, wenn du wüßteſt, was du thuſt!

Er erſchrak über ihren Ausdruck und den Sinn, den die Sprache ihrer Augen wie ihres Mundes ſeinem Herzen verkündete. Er erhob ſich und durch-eilte händeringend das Zimmer, ſich ſelbſt in unzuſammenhängenden Worten anſlagend. (Fortſetzung folgt.)

